

Auf Reisen 3

Cees

Nooteboom

Gesammelte

Cees Werke

Nooteboom

Gesammelte

Cees Werke

Suhrkamp

SV

CEES NOOTEBOOM

GESAMMELTE WERKE BAND 6

Auf Reisen 3

Afrika, Asien, Amerika, Australien

Aus dem Niederländischen
von Helga van Beuningen
und Andreas Ecke
Herausgegeben
von Susanne Schaber

Suhrkamp Verlag

© für die Gesammelten Werke:

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2004

© Cees Nooteboom 2004

Nachweis der Ersterscheinungsorte der in diesem Band
enthaltenen Werke siehe Editorische Notiz.

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: Nomos Verlagsgesellschaft, Baden-Baden

Printed in Germany

Erste Auflage 2004

ISBN 3-518-41566-2

1 2 3 4 5 6 - 09 08 07 06 05 04

AUF REISEN 3
AFRIKA, ASIEN, AMERIKA,
AUSTRALIEN

I.
DER SCHOCK DES UNBEKANNTEN
IST AUS WOLLUST GEMACHT:
AFRIKANISCHE REISEN

Der Schock des völlig Unbekannten ist aus leiser Wollust gemacht. Wenn man nicht teilhaben kann, gibt es vieles, was man zu Hause lassen kann. Die eigenen Masken gelten hier nicht.

C. N., Am Rande der Sahara

Am Rande der Sahara

Als ich ungefähr sechs Jahre alt war, gab es vor unserem Haus in Rijswijk ein verwildertes Gelände, das ich das »landje«¹ nannte. Es war voller Geheimnisse. Hohe Pflanzen, die mir heute nur bis zur Taille reichen, verliehen ihm den Charakter eines Urwalds, und immer noch sehe ich es vor mir: ein gefährliches Gebiet, das ich mit meinen Ängsten und Phantasien bevölkern konnte.

Inzwischen ist, denke ich, die Welt das »landje« geworden. Die Ängste haben sich mit der Zeit gleichermaßen auf Zuhause und Anderswo verteilt, haben aber einen, sagen wir mal, mechanischen Charakter angenommen. Sie sind also nicht länger interessant, es sei denn als Verschwendung von Energie. Die Hirngespinnste und Phantasien werden durch das Reisen angeregt, vor allem dort, wo sich das Sichtbare nicht ganz benennen läßt. Die Aversion, mitten im Unbenennbaren zu leben, hat mich veranlaßt, Sprachen zu lernen. Ich kann mir nicht vorstellen, mich in Spanien oder Peru zu bewegen, ohne mit den Leuten reden, die Zeitung lesen zu können. Selbst dann bleibt noch genug Rätselhaftes. Aber erst später, bei meinen Afrikareisen, und jetzt wieder, bei dieser zweiten Reise entlang dem nördlichen Rand der Sahara, bin ich mir der Erregung des Fremdseins bewußt.

Es ist die gleiche Erregung wie früher, als das »landje« die Welt war: Dinge zu sehen, die man nicht begreift, Zeichen, die man nicht lesen kann, eine Sprache, die man nicht versteht, eine Religion, die man nicht wirklich kennt, eine Landschaft, die einen zurückweist, Lebensweisen, die man nicht teilen könnte. Heute empfinde ich das, merkwürdiges Wort, als Wohltat. Der Schock des völlig Unbekannten ist aus leiser Wollust gemacht. Wenn man nicht teilhaben kann, gibt es vieles, was man zu Hause lassen kann. Die eigenen Masken gelten hier nicht. In den Augen eines Berbers aus Goulimine könnte man genausogut aus Ohio kommen, und das bedeutet: Viele Nuancen, die man sich unter großen Mühen zugelegt hat, werden hinfällig. Damit wird

das Reisen zu einer Art angenehmer Leere, einem Zustand der Schwerelosigkeit, in dem man zwar nicht alle Aktualität für sich selbst verliert, aber doch vieles erlassen bekommt – man treibt in fremdem Gebiet, sieht, schaut, sieht, hinterläßt hier und da einen Ritz in der unverletzlichen Oberfläche, verschwindet wieder und kehrt leerer zurück, freilich auch mit Worten.

Dieses Gefühl hat mir früher Spanien vermittelt. Durch das Erlernen der Sprache und ein gewisses Talent für Mimikry hat sich meine Freude an Spanien jedoch in etwas anderes verwandelt: In diesem Land kann ich mich aufführen wie ein Spanier, in das Entzücken eintauchen, vorübergehend ein anderer zu sein, jemand, der auf einer Cafétterasse in Córdoba die örtliche Zeitung liest; auch eine Art Verschwinden, und genau darum geht es ja. So liest man den *Nice-Matin* in Cannes und verflüchtigt sich im Asphalt der Croisette, oder den *Corriere della Sera* und bleibt dreihundert oder sechstausend Jahre auf dem Großen Platz von Catania sitzen.

Marokko ist anders. Es ist eine Steigerung, eine Stufe höher, man wird zwar zum ausländischen Idioten ernannt, doch durch die Gesetze der Gegenseitigkeit komme ich selbst auch nicht weiter und erreiche damit einen Grad an Unsichtbarkeit, in dem das Gesehene selbst wieder verschwindet, denn was ich sehe, das wenige, das ich zu sehen vermag, ist etwas anderes als das, was ich sehe, genausowenig wie das, was ich höre, Mitteilungen sind, es ist nur Sprache, die ich nicht verstehe, obwohl sie genau dafür da ist: um zu verstehen und verstanden zu werden.

Man ist da, und man ist nicht da, und so bin ich – zum zweitenmal – durch Marokko gereist. Eine solche Reise beginnt noch an einem Ort, für den all das eben Gesagte nicht gilt, in einem Hotel aus den Reiseprospekten, das von sich im Hintergrund halten schweigenden, effizienten Schweizern betrieben wird, wo die europäischen Körper sich in der heißen Novembersonne aalen, sich in das uneigentlich blaue Wasser des Swimmingpools fallen lassen und als Wesen eines hochmütigen, in sich geschlossenen

Luxusclans die Ersparnisse verprassen, bedient von wieselflinken Marokkanern, die, weil es so zweckmäßiger ist, nicht ihre verhüllende Kleidung tragen und wie die fixen mageren spanischen und italienischen Kellner aussehen, die der Hocheuropäer schon früher in seinem eigenen Restaurant zu dulden gelernt hat. Die Kellner wiederum fühlen sich durch diesen atemberaubenden internationalen Kontakt unendlich erhaben über das Dorf, den Stamm, den Kreis, aus dem sie kommen, sie haben den ersten Schritt in das Schattentheater des Fortschritts getan, der Wurm steckt im Apfel, und jedes Land hat das Recht auf seinen eigenen verfaulten Apfel.

Goulimine. Von der Fahrt nach Goulimine, tief im Süden gelegen, sind mir die Jungen mit den Eichhörnchen noch am lebhaftesten in Erinnerung. Plötzlich, in den Hügeln, an einer Straßenbiegung, stehen sie da, ihre Jungenleiber wie etwas völlig Natürliches in die Landschaft geschmiegt, wie etwas, das dort *auch* wächst. Sie halten einen sich bewegenden Gegenstand in die Höhe. Als ich stoppe, sehe ich, daß es ein Eichhörnchen ist, das sie gefangen haben und nun verkaufen wollen. Wie ein arabisches Schriftzeichen aus Pelz hängt das Tier an einem Strick um den Hals in der Luft, den langen Schwanz so dicht wie möglich angezogen, die Augen hin und her flitzend vor Angst. Später, im Atlasgebirge, werde ich Zeuge, wie ein schwer ramponierter deutscher Volkswagen bei ein paar dieser Jungen stoppt. Ein blondes Mädchen steigt aus und geht auf sie zu. Als sie sieht, was sie verkaufen wollen, steht sie einen Moment lang still und beginnt sich dann an die steinerne Bergwand zu übergeben. Die Jungen lachen, weil sie nicht wissen, was sie tun sollen.

Goulimine, Stadt der Blauen Männer. Als ich mich ihr endlich nähere, verspüre ich so etwas wie Aufregung. Warum? Es wird wohl so sein wie Timbuktu, Zagora, Orte, wohin die Männer aus der Wüste kommen, bevor sie wieder in ihr verschwinden. Etwas also, was ich bereits kenne. Ich denke, ein solcher Ort definiert

sich durch das Extreme der Landschaft ringsum, durch das ganz Besondere seiner Lebensweise, genauso wie er schon im wörtlichen Sinne ausgesondert ist aus dem ihn umgebenden Nichts. Aber auch hier hat der Tourismus zugeschlagen. Sich an der Ausnahme, dem anderen zu erfreuen, ist nicht länger ein Privileg von Schriftstellern. Zwischen das unvorstellbar Andere und Echte schiebt sich jetzt das vorstellbar Unechte und Schlawe, amerikanisches Genörgel, Hausiererei mit popeligen Schundobjekten. Doch der Kamelmarkt selbst ist nicht für uns. Es scheint, als hätten sogar die Wolken den Platz gemieden. Offen, staubig und eigentlich leer liegt er da, bedeckt mit Mist und einzelnen Steinen. Um ihn herum stehen ein paar mißglückte Eukalyptusbäumchen, ein rührender Versuch, der an der heißen Zwei-Uhr-Nachmittags-Sonne abprallt. Brüllende Kamele mit zusammengebundenen Vorder- und Hinterbeinen wechseln den Besitzer, Männer in Dschellabas machen mit Fußritten und scharfen Wendungen giftige Proberitte auf drahtigen Eseln. Zwei wundervolle schwarze Geheimnisse, gelbe Plastikschuhe unter ihrer Finsternis, bezipfelmüzt und verschleiert, sitzen im Staub vor einer Mauer und führen unter all ihren Tüchern ein Gespräch. In einer Ecke wird Getreide verkauft, *wheat furnished by the people of the USA, not to be sold*.

Hinter Goulimine kommt nichts mehr, die rote Straße auf der Karte durchquert ein vollkommen weißes Gebiet nach Tan-Tan, aber Tan-Tan ist noch nichts. Angezogen von der Leere auf der Karte fahre ich diese Straße ein Stück entlang, verlasse sie dann, in die getrocknete Erde hinein, am weißglänzenden Skelett einer Ziege vorbei, und halte an, als eine große Kamelgruppe vollkommen still vorüberzieht. Ich nehme mir vor, einmal so weiterzufahren, von Tan-Tan nach Tarfaya und dann nach Aaiún, in die Spanische Sahara und nach Mauretania, aber jetzt drehe ich um und fahre zurück nach Norden.

Taroudant. Es ist bereits dunkel, als ich Taroudant erreiche. Meterdicke düstere, abweisende Mauern, in denen die Stadt geborgen liegt. Nicht wie in Avignon, wo die Stadt aus ihren Mauern geplatzt ist und auf der anderen Seite einfach weitergeht – wodurch die Mauern etwas Überflüssiges und damit Lächerliches erhalten; nein, sie wird eindeutig umgrenzt von ihnen, ein Raum für Menschen, ausgespart aus der übrigen Welt, eine feste Burg. Das Hotel ist ein kleiner orientalischer Palast ohne große Zugeständnisse an westlichen Geschmack, mich überkommt ein orientalisches, leicht weihevolleres Gefühl, ich gehe etwas langsamer und gleichfalls ein wenig schlurfend und trinke im Mondlicht neben dem gekachelten Teich ein Glas Tee unter den Hibiskussträuchern. Irgendwo aus den Bäumen ruft eine Eule, von der mir jemand erzählt, sie sei weiß, ein wehmütiger Ruf, als müsse sie ihren Eulenkummer an den Mond loswerden.

Am Morgen darauf wird lauter geschrien. Bereits um fünf Uhr setzt das Krähen von Allahs Hahn ein, so durchdringend, daß ich aus dem Schlaf hochschrecke, ein nicht enden wollender Aufruf zum Gebet, eine Stimme, die gemartert und zugleich routiniert klingt mit ihren endlosen schreienden Wendungen. Man kommt nicht darum herum, der Tag hat begonnen, und Allah wünscht, angebetet zu werden. Als der Muezzin nach einer halben Stunde endlich verstummt, versinke ich wieder in undeutlichen Träumen ohne Zeit und Ort.

Der Morgen ist kalt und neblig. Ich gehe hinaus in die Bibel. Was es an Sonne gibt, setzt die ockerfarbene Stadtmauer in Brand, und an ihr gehen die Jungen mit ihren Schafen, mit Reisigbündeln beladene Esel, Berber aus der Umgebung mit Waren für den Markt vorbei. Die Vögel murmeln in den Mandarinenbäumen, skandiert vom Hammer des Kupferschmieds. Männer lassen prüfend Getreide durch die Hand rieseln, Pferde werden beschlagen, eine Frau leckt schnell an frischem Tongeschirr, Kräuter werden wieder und wieder gewogen mit einem Gewicht, leicht wie eine Feder, der Schlangenbeschwörer hat so früh schon sein Publi-

kum, beim Schlachter stehen die Kamelfüße ordentlich in Reih und Glied, *balek! balek!* schreit der Eseltreiber mit seiner Last von großen Brocken glitzerndem Salz, ich sehe die Welt, wie sie nicht mehr ist, Fleisch duftet aus hohen, spitz zulaufenden Tontöpfen in glühender Holzkohle, Frauen in langen schwarzen Gewändern und mit phantastischem Schmuck trennen die Spreu vom Weizen.

Was macht mich hier so glücklich? Vielleicht ist es die Stille, es gibt nur Geräusche von Menschen und Tieren. In einer Ecke des Marktes parken sämtliche Esel. In wenigen Jahren werden es Mopeds sein, noch später Autos. Aber jetzt noch nicht. Vielleicht ist es auch die Sichtbarkeit von allem: wie Dinge hergestellt werden. Schmiede, Gerber, Bäcker, alles scharft sich um diesen Markt, Schreiber und Geschichtenerzähler, Bettler und Schlachter, der gesamte Kosmos auf einem Haufen, eine Welt, die in sich geschlossen ist, sich selbst bedient und versorgt, eine Welt im Lot, wie es scheint. Nur mit den Augen und der Stimme schlägt der Geschichtenerzähler einen Bombentrichter der Fiktion mitten in die Menge. Seine Zuhörer sind für die Welt verloren. In ihrer Aufmerksamkeit steckt eine schreckliche Unschuld. Die Stimme des Erzählers plätschert, stockt, jagt, schreit, verebbt wieder, und sie folgen ihr, von nichts abgelenkt. Das nenne ich Schreiben! Ich würde gern in dieser Menge versinken oder vielleicht auch nur dazugehören. Weiter als bis zu einem Glas Krauseminztee komme ich aber nicht. Als ich durch den endlosen Irrgarten der Kasbah zum Stadttor zurückspaziere, höre ich hinter mir noch immer die Trommeln und die hohe mäandernde Flöte des Schlangenbeschwörers.

Taurirt. »Rückkehr an einen Ort, an dem wir früher geweilt haben, ist sehr gut möglich, Rückkehr zu einem Augenblick dagegen, den wir früher erlebt haben, leider nicht.« Das ist der letzte Satz des Buches *Het mysterie tijd* (Das Mysterium Zeit) von Dr. P.J. Zwart. 1960 reiste ich durch Marokko. In Marrakesch fuhr ich mit dem Bus, damals ein äußerst unbequemes Beförde-

rungsmittel, durch den Hohen Atlas über Ouarzazate zum letzten Grenzposten vor Mauretanien, der Oase M'Hamid in der Sahara, wo das Fließchen Draa unter dem Sand verschwindet und der Sand selbst und ein paar Kamele und sehr wenige Berber sich auf den langen Marsch nach Timbuktu begeben. Es war eine großartige Fahrt durch hohes, wildes Gebirge – heiß, was vor allem unangenehm war, weil der Mann neben mir den ganzen Tag einen Kalbskopf auf dem Schoß hielt, und geheimnisvoll durch die eigenartigen hohen, assyrisch anmutenden roten und ockerfarbenen Forts entlang der Straße, die *ksar* genannt werden.

Damals war ich noch unbelastet von jeglichem Wissen über die Berber, ich schaute nur. Nun, da ich mehr von ihnen weiß, weiß ich wie gewöhnlich weniger – ein geheimnisvolles Volk, dessen Ursprung unbekannt ist, Stämme mit Namen wie Tachelheit und Tamazirt, eine Schrift, Tifinar, geschrieben in einem geheimnisvollen Alphabet, das wahrscheinlich nur Borges lesen kann, und hundert Theorien, woher diese Imasirenen gekommen, wer sie gewesen sind: Gab es sie bereits, als Dido, die Prinzessin von Tyros, nach Nordafrika kam und Karthago gründete? Oder waren es die Gätuler, die Hannibal zu Purpur und Elefanten verhalfen? Oder die Äthiopier, von denen Skylax von Karthago berichtet? Oder die Lixiten von Hamon? Oder waren es, wie Malek Ibn Marahbet sagt, »himonyritische, moderitische, koptische, amalekitische Stämme, die gemeinsam aus Syrien nach Nordafrika wanderten«?

Alt, alt ist das Wort, das sich am stärksten aufdrängt, die Sprache, die Namen, die ungeklärte Geschichte, die Forts, die Wüste, der steinige Boden, die Täler, eine Welt, noch umschlossen von den Eihäuten der Antike und somit von einer fast verbotenen Anziehungskraft, jahrhundertealte, versteinerte Talmudweisheit in den *mellahs*, den jüdischen Vierteln innerhalb der Kasbahmauern, kabbalistische Rätsel, Geschichten, ausschließlich mündlich aus der Bibel überliefert, Fossilien, bestehend aus Sprache, Fossilien aus Gesten, der Stab des Hirten, der Pflug des Bauern, die Stimme

des Erzählers, das Feuer des Schmieds, die Gültigkeit der Parabeln.

Ich stehe vor der Kasbah von Taourirt. Dort stand ich schon einmal vor dreizehn Jahren. Damals führte mich ein alter Mann hinein, zeigte mir die Synagoge, eine Lehmhöhle, in der Gold blinkte, zeigte mir an einem Mittag mit bestialischer Sonne einen verborgenen Garten, in dem sich im Wasser leise Schilf bewegte und aberwitzige Frösche quakten. Mit einem Griff riß er Rosen von einem Strauch und zerdrückte die Blütenblätter in meiner Hand. Und als wir aus dem Garten herauskamen, sah ich eine Frau in einem hellfarbenen langen Gewand, schwarzglänzende Augen und eine auf ihre Stirn herabhängende Rose. Jetzt ist nichts mehr da, nur die Erinnerung.

Ich streife durch die verwirrenden Gassen aus Sand, vorbei an endlosen Lehmwänden, die ineinanderfließen, verschwinden, wieder von vorn beginnen, finde den Garten aber nicht mehr. Die Juden sind fort, die Synagoge gibt es nicht mehr, oder man will sie mir nicht zeigen, und wenn ich die Frau gesehen habe, habe ich sie nicht wiedererkannt. Dafür habe ich den Tod gesehen. Irgendwo in einer dunklen Ecke, wo es feucht und klamm ist, liegt eine Stimme aus schmutzigem Staub, denn das ist das einzige, was ich in dieser Dunkelheit sehen kann, ein Mensch, von dem nichts mehr übrig ist als ein Bündel Kleider, es scheint, als könne es kein Kilo wiegen, doch die Stimme klagt und murmelt und weint leise, jemand, etwas, das da im Sterben liegt, etwas Altes und schon fast Verschwundenes, ein unsichtbarer Mund ohne Körper, eine Seele, von Menschen in eine Ecke gelegt. Ich gehe auf sie zu, die Stimme geht über in Gewisper und Geröchel, aber ich sehe noch immer keinen Kopf, und dann kommt eine Frau, die mir bedeutet, wegzugehen, diese Schande darf ein Fremder nicht sehen.

Tinerhir. Taourirt, Tizi'n'Taddeght, Inassine, El-Kelaâ-des-Mgouna, El Goumt, Boumalne, Imiter, so heißen die Orte bis

Tinerhir. Die Welt ist wüst und leer, und ich hoffe, daß es so bleibt. In diesen Landschaften gibt es keine Wollust, keine Verlockung, nichts Angenehmes, außer daß ich es angenehm finde, eine Art Exerzitium. Wem begegnet man? Einem Schakal, einem Armeefahrzeug, drei Frauen, gebeugt unter bizarren Schilfbündeln, die sie von nirgendwo geholt haben können – aber sie gehen auch nirgendwohin, also hat alles seine Richtigkeit. Ferner Lastwagen, derentwegen man die schmale Straße in den Schotter hinein verlassen muß, manchmal Gruppen von Männern auf Eseln oder Pferden, und dann plötzlich, in einer Wegbiegung, ein Ziegenhirt – dessen Ziegen allerdings nicht auf der Weide grasen, denn die gibt es nicht, sondern oben und seitlich im Geäst harter, dorniger Bäume. Ich bleibe stehen, und wir betrachten uns gegenseitig. Was für ein Anblick: er mit einem Stock und einem Hund und all seinen Ziegen auf dem Baum, ich auf der leeren Straße in der ansonsten als Mond verkleideten Welt. Langsam kommt er auf mich zu, lacht aus einem Mund mit wenigen Zähnen und sagt etwas, das ich nicht verstehe. Wir rauchen eine Zigarette zusammen, er klopft an mein Auto und sagt »France?« Ich sage »nein, Holland«. Und, o Gott, ungeheure Begierde zuckt über sein Gesicht, als hätte ich gesagt »aus dem Paradies«, und er sagt »moi, Hollande, travail?« Er, mit seinem Stab, seinen Ziegen, seinen langen wettergegerbten Beinen, die im Boden stehen, als wären sie selbst aus Stein. Ich empfinde große Scham und weiß nicht, was ich sagen soll, aber das macht nichts, er versteht mich ohnehin nicht, und so lasse ich ihn allein und fahre weiter, ein rasch entschwindender Abgesandter aus einer begehrenswerten Welt.

Tinerhir. Von der Terrasse des verfallenen Palastes des früheren Paschas von Marrakesch sehe ich, wie sich das Ende des Tages ringförmig um das Ende des Marktes schließt. Unten, auf dem großen, offenen, staubigen Platz, stehen die weißen Zelte. Überall Feuer. Männer in langen weißen und braunen Dschellabas stehen in großen Kreisen um Geschichtenerzähler herum, auf

den freien Flächen zwischen den Kreisen Pferde und Esel, und am Rande dieses Kosmos die großen Lastwagen, welche die Berber gleich wieder in ihre verlorenen, fernen Dörfer hoch oben im versteinerten Atlas bringen werden, über dem sich der Mond jetzt wie ein Spiegel erhebt. Ich gehe hinunter. In der Oase ist es still. Trommeln in der Ferne und hier Gemurmel von Wasser, Palmengeraschel. Die Romantik ist fast unerträglich, weißes Mondlicht auf den ockerfarbenen Lehmruinen, und dann auf einem Friedhof, umgepflügter Acker des Todes, nur Scherben, die aus der Erde ragen und je einen namenlosen Toten benennen. Ich komme mir vor wie Novalis, wie ich da in der hereinbrechenden Nacht und dem Mondlicht herumgeistere. Es wird kalt, man hat das Gefühl, als schöben die Berge ihre eigene kalte, steinerne Luft vor sich her, hinein in die wollüstige, samtene, dunkle, volle, linde Oase.

Auf dem Markt sitzen die Männer an ihren Feuern, rauchen und reden. Der Schmied, in seinem dunklen Loch hockend, schaut wie ein böser Geist mit sprühenden Augen. Die Funken fliegen ihm um die Ohren, die Engel von Jan Hanlo² schwirren auf dem Sandweg hin und her und rufen, halb verlegen, halb herausfordernd, »bonsoir«, die Petroleumlampen in den kleinen Läden werden höher gedreht, ein Mann hebt zwei Kamelfüße hoch, prüft sie im schwachen Licht und legt sie wieder hin, ein enthäuteter Rinderkopf wird in zwei Teile gespalten, die Augen, dunkel und ernst, sitzen noch drin und schauen fast so traurig wie die des Königs, obwohl der nicht traurig ist, sondern rachsüchtig und hart.

Es wird früh Nacht. Im Hotel sind fast keine Gäste. Ich bekomme eine *tajine*, ein Gericht in einem Tontopf, Reis mit einer Taube und ein paar gekochten Pflaumen. Es ist neun Uhr, der Diener will nach Hause, eine halbe Stunde später ist alles kühl und verlassen und totenstill, von meinem Zimmer aus sehe ich zwei gelbe Lichter einsam durch das Tal ziehen – außerhalb der Oase, weiß ich, beginnt das kahle Nichts, ich sehe den Schemen und seinen

Schatten, es scheint, als schneite das Licht über der Ebene des Draa, selbst ebenfalls ein Mond.

Marrakesch. Ein grauenvolles Detail aus dem wunderbaren kleinen Buch von Elias Canetti über Marrakesch ist die Beschreibung seines Besuchs auf dem Friedhof des *mellah*, des Judenviertels. Er wird buchstäblich in die Ecke gedrückt und verfolgt von einer bösartigen Menge aus Krüppeln, Blinden, Irren – eine apokalyptische Schar mit ausgestreckten Händen, ein Bettlervolk wie bei Hieronymus Bosch.

Zehn Jahre später sind sie immer noch da, aber sie verhalten sich mucksmäuschenstill. Sie sitzen wie eine geschlagene Sammlung am Eingang und betteln nicht. Der Friedhof selbst ist eine weite Schlachtordnung weißer Sarkophage, ein großes weißes steinernes Feld, umschlossen von einer Mauer, und an seinem Ende die großen schwelgenden Bonbonnieren der Reichen.

Als ich etwa in der Mitte bin, kommt mir ein Mann schreiend entgegen. Ich verstehe ihn nicht, begreife aber: Er will, daß ich weggehe. Das will nun ich nicht, denn seit ich Canetti gelesen habe, will ich diesen Friedhof unbedingt sehen. Der Mann schreit und droht, und so beginne ich eben auch zu schreien, zwei ungefährliche Irre, die sich zur heißen Mittagsstunde gegenüberstehen, quakende Enten auf dem Teich des Todes. Das dauert so lange, bis sein Sohn kommt, sagt, daß der Vater verrückt sei, ihn schimpft und wegführt. Dann bin ich allein, bis der Sohn wieder zurückkehrt und sagt, er und sein Vater seien praktisch die einzigen, die sich noch um die Gräber kümmerten, seit so viele Juden weggezogen seien.

Ich lese die Namen, er zeigt auf die Gräber der großen Rabbiner, hohe gemeißelte Ungetüme, bereit, gen Himmel zu fahren. Es ist sehr still. Winkend lotst er mich mit zu einem niedrigen Gebäude, wo ein kleiner, merkwürdiger Mann in rituellem Gewand, halb blind, mich betastet und etwas fragt. Ob ich Kinder hätte, sagt mein Führer. »Nein.« Ein enttäuschter Blick tritt in